

städte – die Entwicklung der Armen- und Sozialpolitik vorantrieben und in diesem Sinne auch in Verwaltung und Funktion der Spitäler eingriffen. Gerade in Kirchheim geschah dies in der Wende zum 18. Jahrhundert, und das Kirchheimer Spital sollte Modellcharakter für weitere landesherrliche Umgestaltungen anderer württembergischer Spitäler erhalten. Schade, daß gerade dieser für die Landesgeschichte so wichtige Aspekt von der Verfasserin nicht aufgegriffen wurde.

Davon abgesehen vermag die insgesamt gelungene Darstellung durchaus dazu beizutragen, die angesprochenen Forschungslücken hinsichtlich der württembergischen Spitäler zu schließen. Die auch für interessierte Laien gut lesbare Arbeit wurde in der für die Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim bewährten Manier reich bebildert und hat eine sorgfältige Ausgestaltung erfahren.

Herbert Aderbauer

JOHANNES BRÜMMER: **Kunst und Herrschaftsanspruch. Abt Benedikt Knittel (1650–1732) und sein Wirken im Zisterzienserkloster Schöntal.** (Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 40.) Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. 312 Seiten mit 257 Abbildungen, davon 51 in Farbe. Leinen DM 68,-

Den Mittelpunkt dieses Buches, ja das ausschließliche Thema dieser Tübinger Dissertation bildet die Person Benedikt Knittel, der 49 Jahre lang Abt in Schöntal war und wie kein anderer die politische, ökonomische und geistige Entwicklung dieses Zisterzienserklosters prägte, zudem dessen äußeres Bild, so wie es sich heute noch zeigt, bestimmte. Auf ihn gehen der Entwurf und die Ausführung der barocken Klosteranlage im Jagsttal zurück, insbesondere der Klosterkirche und der Konventsgebäude sowie der Heiliggrabkapelle auf dem Kreuzberg. Unter seiner Regierung erlebte das Kloster seine höchste Blütezeit.

Der Verfasser zeigt, wie der 1650 als Ratsherrensohn in Lauda an der Tauber geborene Knittel, der 1671 ins Kloster eintrat, 1675 zum Priester geweiht und zwei Jahre danach schon zum Prior ernannt wurde, sich nach seiner Wahl zum Abt 1682 zielstrebig für die Befreiung des Klosters von bischöflicher Gewalt und für die Lösung von landesherrlicher Bevormundung mit dem Ziel der Reichsunmittelbarkeit einsetzte und diesen Anspruch in Wort, Bild und Architektur zum Ausdruck brachte. Das um 1157 gegründete und von Maulbronn aus besiedelte Kloster Schöntal (vallis speciosa) war nämlich seit 1495 dem Schutz des Erzbistums Mainz unterstellt, hatte damit de jure seine Reichsunmittelbarkeit verloren, war mediatisiert, Mainzer Landstand. Zudem beanspruchte der Bischof von Würzburg die Spiritualien, also die geistige Aufsicht, Amtsgewalt und Hoheit. Gegen beides setzte sich Abt Knittel zur Wehr. So weigerte er sich, die vom Würzburger Bischof einberufenen Synoden zu besuchen, so legte er sich den Titel eines Reichsprälaten zu, nannte

sein Kloster *exempt* und *immediat*, eine *ohnmittelbare Reichsfreye Abbtay*, obwohl er keinen Sitz im Reichstag hatte und kein Mitglied des Reichsprälatenkollegiums war, zudem jährlich «Schutzgeld» an Mainz entrichtete.

Diese Bemühungen um Exemption und Reichsunmittelbarkeit sind, wie der Verfasser überzeugend darlegen kann, das zentrale Thema in der Regierungszeit Knittels. Beweise dafür sucht und findet er in den literarischen Werken des Abtes, in dessen ökonomischen und politischen Initiativen, vor allem aber in dessen Bauten. Bei der Klosterkirche etwa verzichtet der Verfasser auf eine Baubeschreibung, Bauaufnahme und Baugeschichte – dies wurde ja auch schon von anderen geleistet – und greift vielmehr einzelne Bau- und Ausstattungsdetails heraus, an denen sich die Knittelschen Ansprüche, Intentionen und programmatischen Aussagen besonders gut verdeutlichen lassen. Wie beispielsweise die vielen lateinischen «Knittelverse», die überall an und in der Kirche, an den Türmen oder über den Portalen zu finden sind. Erhellen kann der Verfasser dabei auch, wie sehr die Texte und die dazugehörigen Bilder, Reliefs, Altäre, Grabdenkmäler oder Architekturteile aufeinander abgestimmt sind, sich ergänzen und eins das andere veranschaulicht.

Das reich und gut bebilderte Buch kann darüber hinaus auch als Beispiel für die Geschichte, Kultur, für die sozialen und ökonomischen Verhältnisse eines geistlichen Kleinterritoriums gegen Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts gelesen werden, vor allem aber leistet es einen wichtigen Beitrag zur Diskussion über die politische Funktion von Kunst ganz allgemein.

Wilfried Setzler

MARTIN JUNG: **Die württembergische Kirche und die Juden in der Zeit des Pietismus (1675–1780).** (Studien zu Kirche und Israel, Band 13). Institut Kirche und Judentum, Berlin 1992. 395 Seiten. Pappband DM 29,80

Nach den Erfahrungen des staatlich legitimierten Judenthasses in der NS-Zeit dauerte es lange, bis einzelne gesellschaftliche Gruppen in Deutschland nach den Wurzeln und ihrem Anteil an diesem Zivilisationsbruch fragten. Auch die evangelische Kirche machte darin keine Ausnahme. Scham und Erschrecken führten hier zwar seit den 60er Jahren zu einer deutlichen Hinwendung zum Judentum. Überall entstanden christlich-jüdische Gesellschaften, und in der evangelischen Theologie machte sich in den 60er Jahren ein verstärktes Interesse am Judentum bemerkbar. Vorsichtig ging man daran, sich mit dem christlichen Antijudaismus auseinanderzusetzen. Doch die konkreten christlich-jüdischen Beziehungen wurden meist ausgeklammert, teils gar nicht als Thema erkannt.

Die vorliegende Studie über das Verhältnis der württembergischen Kirche zu den Juden in der Zeit des Pietismus, eine Tübinger Dissertation von 1990, unternimmt einen ersten Schritt in diese Richtung. Ihre zeitliche Eingrenzung auf die Zeit des Pietismus, das letzte Drittel des 17.

und nahezu das gesamte 18. Jahrhundert, ergibt sich aus dem bis heute zu beobachtenden starken Interesse der Pietisten am Judentum und an dem Staat Israel. Deren Glaube an eine endzeitliche Judenbekehrung, die erst das Pietistenedikt von 1694 vom Verdacht der Abweichung von der «reinen Lehre» befreite, führte notwendig zu Bekehrungsbemühungen und einer bis dahin unbekanntem judenfreundlichen Einstellung.

Die theologischen Äußerungen pietistischer Geistlicher über die Juden unterschieden sich deutlich vom allgemeinen Antijudaismus der Kirche. Denn sie verurteilten die Juden nicht mehr als *blinde Gotteslästerer* und *verstockte Christumörder*, sondern sahen in ihnen ein *besonderes Geschlecht*, das *ausgewählte Volk*. Diese Einstellung begründete in der Forschung bisher ein positives Urteil über den Pietismus, der als *Träger des Fortschritts* und Wegbereiter der Judenemanzipation (Martin Schmidt, 1970) galt. Wieso dann aber, so lautet die Ausgangsfrage des Verfassers, die bis weit ins 19. Jahrhundert anhaltende judenfeindliche Haltung der württembergischen Landeskirche? Wo lagen die geistigen und politischen Ursachen der judenfeindlichen Tradition und der restriktiven Judenpolitik in Württemberg?

Um diese Frage zu beantworten, konfrontiert Martin Jung die theologischen Auslassungen mit der kirchlichen Praxis, vergleicht das Denken mit dem Handeln. Ins Zentrum seiner Studie stellt er deshalb, nach einem knappen Überblick über die wesentlichen Positionen württembergischer Theologien dem Judentum gegenüber, folgerichtig eine ausführliche Darstellung des Umgangs kirchlicher Amtsträger mit den Juden. Diese hatten bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts zwar kein Bleiberecht im Bereich des Herzogtums Württemberg, kamen aber im Zuge der absolutistischen Politik zunehmend als Hofjuden ins Land. Zeitweise waren es mehr als dreihundert; unter ihnen als prominentestes Beispiel Joseph Süß Oppenheimer.

Für die Fragestellung erwiesen sich vor allem die Visitationsakten und Kirchenbücher als reiche Fundquelle. Sie belegen, daß zu Beginn des Untersuchungszeitraums, in der Phase des frühen Pietismus, *auf allen Ebenen der kirchlichen Hierarchie* die Vertreibung der Juden aus dem Herzogtum gefordert wurde. Als einziger machte sich der Derdinger Pfarrer Johann Jakob Mehe, der flüchtige Juden in sein Pfarrhaus aufgenommen hatte, für deren Tolerierung stark. Ansonsten aber wurden die Juden – das zeigen u. a. die vielen Beschwerden über den Handel der Juden oder der stereotype Vorwurf der Sonntagsenteiligung durch Handelsgeschäfte, an denen allerdings immer auch Christen beteiligt waren, – kollektiv für das Fehlverhalten einzelner verantwortlich gemacht. Daran änderte sich auch in der Hochphase des Pietismus bei aller theoretischen Judenfreundlichkeit wenig.

Die Ausübung des unverstandenen, fremden jüdischen Kultus führte zu zahlreichen Mißverständnissen und generellem Mißtrauen. Nur selten reagierten kirchliche Amtsträger auf entsprechende Konflikte in ihrem Sprengel, sei es die Beschneidung oder das Problem der christlichen Sabbatmägde, mit Verständnis. Insgesamt also war

das Verhältnis ein gespanntes, konfliktreiches Nebeneinander. Allerdings lassen die kritisierten Beispiele christlich-jüdischer Kooperation, auch wenn sie der Amtskirche ein Dorn im Auge waren, einen Ansatz zur Normalisierung des Verhältnisses erkennen.

Als einen besonderen Prüfstein der judenfreundlichen Einstellung pietistischer Theologen betrachtet Jung den Umgang der Kirche mit getauften Juden. Insbesondere für das 18. Jahrhundert machte er, trotz aller finanziellen Unterstützung der Hallensischen Judenmission durch württembergische Pfarrer, eine auffallend große Zahl von abgewiesenen Taufbewerbern – 24 von 60 – ausfindig. Wer allerdings als Katechumene aufgenommen war, wurde finanziell angemessen, manchmal geradezu großzügig unterstützt. Das Geld für Kost und Logis während des Unterrichts oder für die Kleidung bei der Taufe kam aus dem Kirchenkasten. Doch das konkrete Verhalten den Getauften gegenüber zeigt, daß mit der Aufnahme in die christliche Kirche keineswegs auch eine Integration in die christliche Gesellschaft verbunden war, denn mit der Taufe war noch lange kein anschließendes Aufenthaltsrecht verbunden. In den meisten Fällen wurden die «Proselyten» vielmehr – mit Reisegeld versehen – weitergeschickt und so gezwungen, bettelnd von Ort zu Ort zu ziehen. Selbst wenn ihnen – wie etwa dem ehemaligen polnischen Rabbiner Christoph David Bernard – die Integration als Lektor für orientalische Sprachen an der Universität Tübingen gelang, blieben Vergangenheit und Herkunft als Makel an ihnen haften. Als Bernard 37 Jahre nach seiner Taufe starb, wurde er im Kirchenbuch nicht wie jeder andere verstorbene Christ eingetragen, sondern *als Proselyt aus dem Judentum* geführt.

Zudem barg die pietistische Aufwertung des Judentums, auch wenn sie viele biblisch begründete Vorurteile ausräumte, gleichzeitig die Gefahr einer erneuten Heraushebung und Sonderbehandlung. So konnte aus der Enttäuschung über die getauften Individuen, die oft so gar nicht den hochgesteckten Erwartungen in die *Erstlinge einer in naher Zukunft zu erwartenden Gesamtbekehrung* entsprechen mochten, der traditionelle Antijudaismus neue Nahrung erhalten. Die gängige Einschätzung des Pietismus als Wegbereiter der Judenemanzipation mag Martin Jung deshalb in seiner anregenden Untersuchung, die sich durch aufschlußreiche Beispiele und sorgfältige Quellen- und Literaturhinweise auszeichnet, nicht teilen: *Allenfalls wird man in Erwägung ziehen können, daß der Pietismus im geistigen Bereich den Weg zu Emanzipation geebnet hat, da die theologische Wertschätzung Israels und die geforderte judenfreundliche Haltung langfristig zu einer Mentalitätsveränderung in Teilen der Bevölkerung beigetragen haben könnte* (S. 287).

Die Überprüfung dieser Vermutung wäre das Thema für eine neue Untersuchung. Sollte eine solche dann auch von dem Berliner «Institut Kirche und Judentum» herausgegeben werden, so wäre ihr eine entschiedenere Redaktion wie der vorliegenden zu wünschen. Denn gedankenlose Auswüchse eines akademischen Stils wie die ermüdende Betonung der eigenen wissenschaftlichen Leistung oder die umständlichen Ankündigungen der jeweils fol-

genden Arbeitsschritte haben in der Veröffentlichung eines Instituts, das erklärtermaßen *Arbeitsprozesse und Erkenntnisse wissenschaftlicher Arbeit an einen größeren Leserkreis vermitteln* will, nichts zu suchen.

Benigna Schönhagen

BERNHARD DECKER (Bearb.): **Die Bildwerke des Mittelalters und der Frührenaissance 1200–1565.** (Bestandskataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall, Band 1). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. 188 Seiten mit 149 Abbildungen. Leinen DM 39,-

Erstmalig stellt das Schwäbisch Haller Stadtmuseum in einem ansprechenden wissenschaftlichen Bestandskatalog mit beispielhaftem Layout einen wichtigen Teilaspekt seiner überregional bedeutenden Sammlung vor, die vollständig erfaßten fünfundvierzig Realobjekte der Stein- und Holzbildwerke aus der Zeit des Mittelalters und der Frührenaissance. Die Skulpturen und plastischen Werke sind das Ergebnis langjähriger, erfolgreicher Sammeltätigkeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, der bereits vor rund einhundertfünfzig Jahren began, *vaterländische Altertümer* zu erwerben und der Nachwelt zu bewahren.

Für die Erschließung dieser Sammlung, für Recherchen und die Interpretation der einzelnen Bildwerke konnte der Frankfurter Kunsthistoriker Bernhard Decker gewonnen werden. In über einjähriger Forschungsarbeit ordnete er die Skulpturen in ihren historischen Kontext ein, stellte Fragen nach Auftraggebern und untersuchte das mittelalterliche Stiftungswesen. Mehrmals gelang es ihm, neue Werkstatt- oder Künstlerzuordnungen vorzunehmen. Dem umfangreichen Katalog sind neben einem Geleitwort der Museumsleiterin und einem Vorwort des Autors Benutzungshinweise und eine kurze Einführung in die Geschichte der Sammlungen sowie der Schwäbisch Haller Museumskataloge von 1898 und 1911 vorangestellt. Der Aufsatz *Zur schwäbisch-fränkischen Plastik des Mittelalters und der Frührenaissance* dient der Einordnung der Bildwerke aus dem hällischen Raum in bestehende Kunstlandschaften. Hierbei sind oberrheinische und schwäbische Einflüsse wie auch Anregungen aus den Zentren Ulm, Nürnberg und Würzburg unverkennbar.

Nachweisbar ist ein Import von Schnitzaltären aus den Niederlanden. Mit dem einzigen Bildhauer der Spätgotik in Hall, Hans Beuscher, wird die qualitätsvolle Arbeit des Gekreuzigten aus der Nicolai-Kirche erstmalig in Verbindung gebracht. Durch die Entdeckung des datierten Inschriftsteins im ruinösen Pulverturm bei den Sanierungsarbeiten in der Schwäbisch Haller Katharinenvorstadt konnte ein bisher unbekannter Baumeister und Bildhauer – «Hans Mung von Öhringen» – ermittelt werden. Es stellt das einzige mit vollem Namen bezeichnete Objekt der mittelalterlichen Bildwerksammlung dar und ist ein Dokument des Werkmeister-/Künstlerstandes in der reichsstädtischen Zeit.

Im Katalogteil werden sämtliche in Museumsbesitz befindlichen Bildwerke in chronologischer Reihenfolge vorgestellt und eingehend erläutert. Das Spektrum reicht von einer vollrunden Sitzfigur eines Löwen der romanischen Bauplastik bis zum Schrein eines Flügelaltars um 1510 mit den Heiligenfiguren des Wolfgang, Laurentius und Vitus. Besonders ausführlich werden Hauptwerke der Sammlung – wie die beiden Palmesel aus St. Michael, das schilfsandsteinerne Doppelwappen vom Haller Unterwöhrdter oder das Kruzifix aus Lindenholz mit der neuen Zuschreibung des Hans Beuscher – behandelt. Jedes Bildwerk wird mit Ansprechung, Provenienz, Materialangabe, Größe, Inventarnummer, Erhaltungszustand, Fassung, Herkunft und Erwerbungsbeschriftung beschrieben und mit Literaturangaben versehen. Mindestens eine Schwarzweißabbildung ist jedem Katalogobjekt zugeordnet, häufig durch Detailaufnahmen erweitert. Die zahlreichen Farbfotografien bestechen in ihrer Wiedergabe und lassen mit dem Aufzeigen der ehemaligen Fassungen und überkommener Farbfragmente einen Eindruck von der einstigen strahlenden Buntheit aller Bildwerke erahnen. Im Anhang findet der Verkauf von fünfzehn Skulpturen und Figurengruppen an das Bürgermeisteramt in Künzelsau im September 1937 Erwähnung, deren Rückführung sehr wünschenswert wäre. Ein Verzeichnis über die im Katalog verwendeten Abkürzungen und Fachbegriffe sowie eine ausführliche Bibliographie bieten dem interessierten Laien und dem Fachmann gleichermaßen Hilfen und Anregungen zur weiteren Beschäftigung mit diesem Thema. Der Künzelsauer Stiftung Würth ist einmal mehr für die großzügige finanzielle Unterstützung zu danken, ohne deren Förderung weder die Forschungsarbeit von Bernhard Decker noch der Katalog in seiner vorliegenden Form und zu diesem Preis hätte erscheinen können. Mit dem Bestandskatalog der Bildwerke des Mittelalters und der Frührenaissance in ihrer auffälligen Uneinheitlichkeit der Herkunft und der Künstler ist der Beginn zu einer neuen Reihe von Veröffentlichungen des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall eröffnet worden, deren zukünftige Themen in den vielfältigen Sammlungen des Historischen Vereins für Württembergisch Franken begründet sind.

Elmar Hahn

SIBYLLE BRAUN-MILLER, JOACHIM KLEIN und BÄRBEL WOTTE: **500 Jahre Hochaltar Blaubeuren.** Gebrüder Metz Verlag Wannweil 1993. 80 Seiten mit 67, meist farbigen Abbildungen. Leinen DM 29,50

Der Hochaltar der Klosterkirche in Blaubeuren ist heute der größte unter den erhaltenen spätgotischen Flügelaltären, der zudem noch an seinem ursprünglichen Bestimmungsort steht. Zum 500. Jahrestag der Weihe des Altars – am 10. November 1493 – hat das Evangelisch-theologische Seminar einen «Bild-Text-Band» vorgelegt, der diesem Jubiläum Rechnung trägt. In drei Teilen führt der